

Peter Cornelius Mayer-Tasch (Hg.)

MEER OHNE FISCHE?

Profit und Welternährung



campus

Meer ohne Fische?

Peter Cornelius Mayer-Tasch, Professor für Politikwissenschaft und Rechtstheorie an der Universität München, ist Rektor der Hochschule für Politik München sowie Gründer und (mit Prof. Dr. Franz Kohout) Leiter der Forschungsstelle für Politische Ökologie an der LMU München.

Peter Cornelius Mayer-Tasch (Hrsg.)

Meer ohne Fische?

Profit und Welternährung

Campus Verlag
Frankfurt/New York

© Campus Verlag GmbH

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-593-38350-7

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Copyright © 2007 Campus Verlag, Frankfurt/Main

Umschlaggestaltung: Guido Klütsch, Köln

Umschlagmotiv: Junge Heringe, Neu-England © ullstein – Peter Arnold Inc.

Satz: Marion Jordan, Frankfurt am Main

Druck und Bindung: Druckpartner Rübemann, Hemsbach

Gedruckt auf säurefreiem und chlorfrei gebleichtem Papier.

Printed in Germany

Besuchen Sie uns im Internet: www.campus.de

© Campus Verlag GmbH

Inhalt

Einführung des Herausgebers 7

Kultur und Geschichte

Große Fische, kleine Fische – Fisch und Fischerei in
Kultur und Kulturgeschichte
Peter Cornelius Mayer-Tasch 15

Die Geschichte der Meeresfischerei – Ein Überblick
Patrick Schwan 35

Wirtschaft und Ernährung

Die Meeresfischerei als Faktor der Weltwirtschaft
Harald Bergbauer und Patrick Uwe Petit 59

Meeresfischerei, Sicherung der Welternährung und nachhaltiger
Seefischkonsum
Franz-Theo Gottwald 80

Politik, Recht und Moral

Meer ohne Fisch? Der Oikos des Meeres am Abgrund
Bernd Malumat 101

Das Rechtsregime der Meere – Verschwendung, Raubfang und Piratenfischerei <i>Kurt-Peter Meré</i>	125
Der Kampf um den Fisch: Das komplexe Beziehungsgeflecht der Kombattanten <i>Franz Kobout</i>	146
Republik der Fische – Ein moralisches Schlusswort <i>Bernd Mayerbofer</i>	166
Anmerkungen	193
Abkürzungsverzeichnis	200
Glossar	201
Literatur	224
Die Autoren	230

Einführung des Herausgebers

Der Schock saß tief und hält bis heute an: Anfang der achtziger Jahre glitt der Kahn des Herausgebers an einem sonnigen Spätsommertag gemächlich über einen der kleineren oberitalienischen Seen. Unter dem Kiel glasklares Wasser und ein hinreißend anmutiges Uferpanorama als szenische Augenweide. Hier, so sein Eindruck, ließen sich »Hütten bauen« – ein *locus amoenus* schlechthin, Flucht-, Ruhe- und Ausgleichsort für so manche Unbilden und Mühen des Alltags. Ein abendliches Mahl in einem idyllischen Ufer-Restaurant sollte den Tag abrunden. Die Frage nach einem einheimischen Fischgericht wurde mit einem – eher sachlichen als bedauernden – Achselzucken beschieden: Verzehrbare Fische, so die Kellnerin, gebe es hier schon lange nicht mehr. Die Scheidewässer einer am Ufer angesiedelten Fabrik für Badezimmerarmaturen hätten ihnen den Garaus gemacht ... Wenn sich dann damals auch »der Gast mit Grausen« (Schiller) wandte, so soll wenigstens »der Rest« nicht »Schweigen« (Shakespeare) sein.

Noch sind wir im Hinblick auf die Meeresfische allenfalls lokal und regional, nicht aber global so weit, noch scheint der – zugegebenermaßen plakative – Titel »Meer ohne Fische?« verfrüht. Ist er es aber wirklich? Ja und nein. »Werdandi« (das Werdende) heißt die Norne der Gegenwart in der germanischen Mythologie, und »Skuld« (Schuld) die Norne der – aus dem Werdenden hervorgehenden – Zukunft! Zwar können noch immer gigantische Mengen an Fisch verzehrt werden. Etwa 90 bis 100 Millionen Tonnen an Fischen und Schalentieren werden Jahr für Jahr dem Meer entrissen. Die Menetekel an den Wasserwänden des – wegen des Widerscheins seiner Meere im All so genannten – blauen Planeten jedoch sind unübersehbar. Wie anders sollte man die Tatsache lesen, dass etwa dreißig Fischarten wegen Überfischung kurz vor dem Aussterben stehen und diese Zahl sich ständig erhöht?

Wie den Umstand, dass sowohl die völkerrechtlich und (vor allem) faktisch nur unzureichend abgebremste Nutzung der Meere als globale Vorrats- und Abfalltonne als auch die rücksichtslose Effizienz der vorherrschenden Fangmethoden den Grund für das Aussterben zahlloser anderer bereiten? Wie ließe sich sonst erklären, dass auf dem größten Fischmarkt der Welt, Tokios *Tsukiji*, ein heimischer Thunfisch – Kin Kai – nicht mehr unter 15.000 Dollar zu haben ist und der japanische Thunfisch-Bedarf deshalb mit Importen vor allem aus Nordamerika gedeckt werden muss?

Après (nous) le déluge? Was es mit der Aktualität dieses *Louis Quatorze* zugeschriebenen Wortes auf sich hat, ist in dem Beitrag von Bernd Malunat über den »gefährdeten Oikos« der Meere nachzulesen. Dass es um mehr geht als »nur« um das Schicksal der Fische, ist unverkennbar. In erster Linie freilich geht es den Autoren dieses Buches um die symbiotische Beziehung des Menschen zu jenen Lebewesen, von denen der »HERR« des Alten Testaments sagt: »Es sollen die Wasser wimmeln vom Gewimmel lebender Wesen.« Geschrieben wurde dieses Buch, weil es vielerorts nicht mehr weit her ist mit diesem »Gewimmel lebender Wesen« – im Mittelmeer etwa, in den Japan umflutenden Meeren, aber auch in weiten Bereichen der Ost- und der Nordsee, um nur einige Beispiele zu nennen.

Ein seit 2000 (bis 2010) laufendes internationales Großprojekt, an dem Forschungsinstitute aus aller Welt kooperieren, hat die Aufgabe übernommen, einen »Census of Marine Life« durchzuführen – eine »Volkszählung im Meer«, wie die Zeitschrift *Der Spiegel* (7/2006) es formulierte. Schon heute ist absehbar, dass diese Bestandsaufnahme, die auch eine historisch-vergleichende Komponente haben wird, wenig Erfreuliches zutage fördern wird. Zwar bergen die Ozeane und insbesondere die – mit den heutigen technischen Hilfsmitteln gerade noch erreichbaren – Tiefseeregionen eine Vielzahl maritimer Lebewesen, die Bestände der dem Menschen seit altersher bekannten Arten jedoch sind aus den schon benannten Gründen rapide im Rückgang begriffen.

Die am 3.11.2006 in der amerikanischen Zeitschrift *Science* veröffentlichten Ergebnisse¹ der groß angelegten Untersuchung einer internationalen Gruppe von Meeresbiologen um Boris Worm von der kanadischen Dalhousie University in Halifax bestätigen nicht nur bisherige Erkenntnisse, sondern bekräftigen sie auch in dramatischer Weise und

mehrfacher Hinsicht. Zum einen befürchten die Autoren, dass bei einer Fortsetzung der heutigen (Umwelt- und Fischerei-)«Politik des peripheren Eingriffs» (Doran/Hinz/Mayer-Tasch)² zumindest die bisher auf den Weltmeeren befischten Arten bis zur Mitte des Jahrhunderts – ausdrücklich die Rede ist vom Jahr 2048 – gänzlich ausgerottet sein könnten. Zum anderen prognostizieren sie aufgrund ihrer empirischen Untersuchungen im Bereich von 64 maritimen Ökosystemen, dass die sich ständig beschleunigende Abnahme der Fischbestände und damit der Biodiversität zu einer sich ebenfalls beschleunigenden Störung des Oikos der Meere führen wird – eine Prognose, die zwar im Hinblick auf mannigfache Erfahrungen mit anderen Ökosystemen nicht wirklich überraschen kann, hier aber auch für die Meeresbiologie überzeugend belegt wird.

Zu hoffen ist, dass wissenschaftliche Cassandra-Rufe dieser und ähnlicher Art die Regierungen aller, insbesondere auch der in besonderem Maße an Fischfang und Fischkonsum interessierten und daher auf den Weltmeeren mit ihren Fischereiflotten besonders zupackend und auf den Seerechtskonferenzen besonders hinhaltend in Erscheinung tretenden Völker – wenigstens im Blick auf die nachhaltige Befriedigung dieses Interesses – reformwilliger an die völkerrechtlichen Verhandlungstische führen wird als dies bislang der Fall war und ist. Diese Perspektive der Hoffnung gilt nicht zuletzt auch für die Regierungen der der Europäischen Union verbundenen Staaten, deren »Gemeinsame Fischereipolitik« (GFP) sich in den letzten 35 Jahren ebenfalls nur sehr zögerlich auf Nachhaltigkeitskurs begeben hat und auch heute noch Vieles zu wünschen übrig lässt.³ Auf ihrem jährlichen Treffen in Dubrovnik hat die zuständige Fischereikommission, der neben den EU-Mitgliedern 41 weitere Staaten angehören, im Spätherbst 2006 beispielsweise die Fangquote für Thunfische wieder nur geringfügig von 32.000 auf 29.500 Tonnen reduziert. Damit ignorierte die Kommission sogar den Rat ihres eigenen wissenschaftlichen Beirates, der eine Halbierung der Fangquote gefordert hatte. Nicht einmal auf die Dauer der Laichperiode wurde die Schonfrist verlängert. Nach Auffassung von WWF-Experten bedeutet dies mittelfristig das Todesurteil für den Roten Thunfisch.

Die Erwartungen und Forderungen, die an die Gemeinsame Fischereipolitik der Europäischen Union unter dem Aspekt ökologischer und

ökonomischer Nachhaltigkeit zu stellen sind, sind selbstverständlich auch an die Weiterentwicklung der weltweiten Ansätze zu einer dem fortwährenden Raubfang und Raubbau wehenden Umwelt- und Fischereipolitik zu stellen: Zu nennen ist in diesem Zusammenhang insbesondere die überfällige, jedoch nur sehr schleppend in Gang kommende Reduktion der durch eine kontraproduktive Subventionspolitik übermäßig aufgerüsteten Fangflotten. Im Rahmen der GFP etwa ist vom 1.1.1995 bis zum 1.1.1996 nur eine geringfügige Reduktion von 106.684 auf 89.666 Schiffe erreicht worden. Was diesen kleinen Erfolg jedoch wieder in Frage stellt, ist die Tatsache, dass die Verminderung der Anzahl von Fangschiffen durch die Steigerung ihrer technischen Fangkapazitäten zum Teil wieder aufgehoben wird. Auch insoweit bedarf es europa- und völkerrechtlicher Bemühungen zur technischen Umrüstung der verbleibenden Fangflotten, um etwa unerwünschten Beifang durch Einsatz selektiverer und schonenderer Fanggeräte besser vermeiden zu können und so eine gezieltere und deshalb auch umweltverträglichere Ertragsplanungen zu ermöglichen.

Zu fordern ist darüber hinaus die restriktivere Zuteilung von Fangquoten im Rahmen von internationalen Bewirtschaftungsplänen, vor allem aber die Verlängerung der Schonzeiten und die Einrichtung und Erweiterung von Schutzzonen, innerhalb derer jeglicher Fischfang untersagt wird. Dass sich die Fischbestände innerhalb solcher Schutzzonen wieder zu erholen vermögen, wurde gerade wieder durch die – in 44 Voll-Reservaten durchgeführten – meeresbiologischen Untersuchungen der Gruppe um Boris Worm bestätigt. Das Alpha und das Omega aller Nachhaltigkeitsbestrebungen freilich ist eine wirksamere Kontrolle der bereits getroffenen wie der noch zu treffenden umwelt- und fischereirechtlichen Regelungen. Diese sollte nicht nur innerhalb der (sich bis 12 Seemeilen ausdehnenden) Küstengewässer und der (sich bis 200 Seemeilen ausdehnenden) Wirtschaftszonen in Kraft treten, sondern auch auf Hoher See. Nicht zuletzt darum ist es höchste Zeit, die Kontrollnetze ähnlich engmaschig zu knüpfen wie die Fischernetze.

Ohne einen disziplinierten Umgang mit dem – von dem Niederländer Hugo Grotius vor 400 Jahren (*De mare liberum* erschien im Jahre 1609) unter völlig anderen ökologischen Voraussetzungen formulierten und von der Völkergesellschaft dann auch weithin akzeptierten – Prinzip der »Freiheit der Meere« wird es bald keine Freiheit des Menschen

mehr geben, am drastisch schwindenden Reichtum des Meeres teilzuhaben. Wo sich die heutigen Raubritter der maritimen Allmende mehr als den – in der »freien Wildbahn« immerhin noch durch Naturgesetze gezähmten – »Löwenanteil« anmaßen, werden wir aller Voraussicht nach morgen nicht einmal mehr den uns im Sinne des humanistischen Leitbildes von Mitte und Maß zustehenden Anteil an diesem »Erbe der Menschheit« beanspruchen können. Das von dem (um die Wende vom 1. zum 2. Jahrhundert in Rom lebenden und lehrenden) Stoiker Epiktet in seinem *Encheiridion* gebrauchte Bild vom Tisch des Lebens, an dem wir uns – auch im Zugriff auf die angebotenen Speisen – gesittet zu verhalten haben, muss im Blick auf die unverkennbar maßlose Gier im Zugriff auf die Schätze des Meeres wie auch im Blick auf die augenfällige Rücksichtslosigkeit im Umgang mit der Schatztruhe selbst besonders eindrucksvoll erscheinen. Und so mag denn auch dieses vom Oikos der Meere und ihrer Bewohner und Nutzer handelnde Buch einer nachdrücklichen (und hoffentlich auch nachhaltigen) Erinnerung an die Aktualität des Bildes vom Tisch des Lebens gewidmet sein.

Die Lineatur des Buches führt von einem umfassenden Blick auf die kulturellen Dimensionen von Fisch und Fischerei in der Wahrnehmung des Menschen (im Beitrag des Herausgebers) und einem Rückblick auf die lange Geschichte des Fischfangs und seiner verschiedenen Erscheinungsformen (im Beitrag von Patrick Schwan) zu einer Betrachtung der Meeresfischerei als Faktor der Weltwirtschaft (im Beitrag von Harald Bergbauer und Patrick Uwe Petit) und der Welternährung (im Beitrag von Franz-Theo Gottwald). Analysiert wird darin die große Bedeutung von Fischerei und Aquakultur als volkswirtschaftliche Beschäftigungsfaktoren und Eckpfeiler der Urproduktion sowie als wertvolle Nahrungsquellen nicht zuletzt für viele Länder der Dritten Welt. Die Darstellung der – ebenso mühsam begründeten wie ständig missachteten – rechtlichen Regelungen der Meeresfischerei sowie des komplexen Beziehungsgeflechtes der Rivalen im »Kampf um den Fisch« folgt in den Beiträgen von Kurt-Peter Merk und Franz Kohout. Sie stecken den Schauplatz und die soziopolitischen Rahmenbedingungen ab, unter denen sich das Menschheitsdrama der rücksichtslosen, allen ökologischen Gesetzen der Nachhaltigkeit spottenden Überfischung und damit letztlich die Entleerung der Meere vollzieht. Mit der imaginären »Republik der Fische« münden diese Darstellungen in dem »moralischen Schlusswort«

von Bernd Mayerhofer, das nicht zuletzt das Dilemma aufzeigt, in das der Mensch durch die Übernutzung der so genannten Schätze des Meeres gerät und zugleich die Verantwortung beleuchtet, die ihm für das dramatische Geschehen auf und unter den Weltmeeren zuzuweisen ist – eine Verantwortung, die sich heute nicht nur auf das Schicksal der Fische, sondern auch auf den gesamten Oikos der Meere erstrecken muss.

Die Mitautoren sind allesamt Mitglieder oder Förderer der Forschungsstelle für Politische Ökologie am Geschwister-Scholl-Institut für Politische Wissenschaft der Universität München, die sich seit nun mehr als dreißig Jahren um eine ganzheitliche Betrachtung der Um- und Weltkrise unserer Zeit und um die Auffindung von Wegen zu ihrer Überwindung bemüht. Dieses Buch – wie auch eine Reihe ihr vorhergehender Schriften – ist nicht zuletzt die Frucht einer Kooperation der Forschungsstelle mit der ebenfalls ökologischen Zielsetzungen verpflichteten Münchner Schweisfurth-Stiftung, dessen Vorstand, Prof. Dr. Franz-Theo Gottwald, als Mitautor zeichnet.

Nicht vergessen sein darf der Dank an Ilse März, die der Forschungsstelle seit nun 25 Jahren verbundenen ist und wesentlich dazu beigetragen hat, auch dieses Manuskript aus seiner hieroglyphischen Befindlichkeit zu erlösen.

München, im Winter 2006/7

Peter Cornelius Mayer-Tasch

Kultur und Geschichte

Große Fische, kleine Fische. Fisch und Fischerei in Kultur und Kulturgeschichte

Peter Cornelius Mayer-Tasch

Und Gott sprach: Es sollen
Die Wasser wimmeln vom
Gewimmel lebender Wesen
Gen 1, 20

»Sano come un pesce« – gesund wie ein Fisch – lautet eine italienische Redensart. Und in Franz Schuberts alt- und weit bekanntem Lied schnellte die »muntere Forelle«, musikalisch beschwingt, kreuz und quer durch den nicht minder munter sprudelnden Bach. Trotz aller ökologischer Eingriffe und Einbrüche sind es auch heute zumeist noch Bilder von Lebenskraft und Lebensfülle, die vor unserem inneren Auge erstehen, wenn von natürlichen Quellen, Bächen, Flüssen, Seen und Meeren oder auch nur von künstlichen Teichen und Brunnen samt deren Bewohnern die Rede ist. Im Wasser, dem geheimnisvollen Element, ohne das kein Leben möglich wäre und aus dem wohl auch alles Leben auf der Erde einst hervorgegangen ist, tummeln sich in großer Formen- und Farbenvielfalt Geschöpfe, deren Beweglichkeit, Anmut und Seinsgewissheit uns stets aufs Neue zu entzücken vermögen. Zugleich sind es Geschöpfe, deren Leben wir unserem eigenen opfern, indem wir sie zur Nahrung wählen. Geschöpfe, deren in den Tiefen des Meeres hausende Artgenossen wir aber auch als bedrohlich empfinden mögen. Seit eh und je beschäftigen Seeungeheuer die Phantasie der Menschen. Und auch heute noch sind Horrorberichte von hoch bewehrten Mörderfischen vom Typus des kinematographisch aufgedröhnten »Weißen Hai« oder auch Erfahrungen mit Riesenkraken, Giftrochen, Quallen und ähnlichem Getier sehr wohl dazu angetan, so manchem Zeitgenossen Schauer über den Rücken zu jagen. Kein Wunder also, dass sich die menschliche Bezugs- und Ausdruckskraft den Fischen nicht nur in ihren lebensfreundlichen, sondern auch in ihren lebensfeindlichen Varianten zuwendet.

Grund genug jedenfalls, diesen Bewohnern des Wassers breiten Raum in unserem eigenen Leben einzuräumen. Und dies nicht nur in

den realen Bewegungs-, sondern auch in den imaginären Bewusstseinsräumen unseres Daseins. Mit ihnen befassen wir uns nicht nur beim Fischfang, am Küchentisch und an der Speisetafel, sondern auch in der Symbolwelt der Künste, Märchen, Mythen und Religionen. Dass dabei nicht selten auch anthropomorphe Assoziationen aufscheinen, die von schimärischen Mutationen bis zu vollkommenen Identifikationen reichen, mag auf die im Halbdunkel unseres Bewusstseins schlummernde Erinnerung an die Vor- und Frühzeit der menschlichen Entwicklungs- und Stammesgeschichte zurückverweisen.

Von den verschiedenen Dimensionen der hohen kognitiven und emotionalen Affinität von Mensch und Fisch wird nun in der Folge die Rede sein – von den lichten wie von den düsteren, von den materiellen wie von den spirituellen. Da diese Dimensionen sich überlappen und ineinander verschränken, wird ihre Darstellung thematischen Akzentuierungen folgen. Zunächst soll daher der Fisch als »Freund und Helfer« ins Blickfeld rücken (1), danach sein bedrohliches Gegenbild (2). Den Abschluss bilden wird schließlich ein Blick auf die spirituellen Verdichtungen und Auflösungen der Fische-Symbolik.

Von großen und kleinen Fischen, oder: Der Fisch als »Freund und Helfer«

Einen »dicken Fisch« hat im deutschen Sprachraum an der Angel, wer im Begriff ist, ein gutes Geschäft zu machen. Selbst als Traumsymbol verheißt der Fang und auch schon der Anblick großer Fische reichen Gewinn. Zeigt sich dem »dritten« Auge des Träumenden ein Goldfisch, so kann er die Erfüllung einer Hoffnung erwarten. Wen wundert's, dass sich deshalb auch die eine oder andere aufstiegs- und heiratswillige Dame mit Marilyn Monroe die Film-Frage stellt »Wie angelt man sich einen Millionär?«. Und auch die früher so genannten »Herren der Schöpfung« haben selten etwas dagegen einzuwenden, wenn ihnen ein »Goldfisch« ins Netz geht. Wer dann aber dank seines Anglerpechs nicht nur kleine Brötchen, sondern auch »kleine Fische« backen muss, dem mag es zum Trost gereichen, dass »ein kleiner Fisch auf dem Tisch«

besser ist »als ein großer im Bach«, wie ein altes deutsches Sprichwort weiß. Und dies umso mehr, als »der größte Fisch« ohnedies der ist, »den man nicht gefangen hat«. Dies jedenfalls meinen von altersher die Chinesen. Gerade sie aber müssten es wissen: In ihrer Kultur nämlich – wie auch in allen von der chinesischen Kultur geprägten Kulturen – spielt der Fisch als Erfolgs- und Glückssymbol eine herausragende Rolle. Wer das I GING – wohl das älteste Weisheitsbuch der Welt – als Orakel nutzt und auf eine Orakelfrage das 44. Wandlungsbild GOU (in der Position »Neun auf viertem Platz«) zur Antwort erhält, braucht sich keine Hoffnungen auf eine gute Lösung seines Problems zu machen. Die Antwort lautet nämlich: »Im Behälter ist kein Fisch / Daraus erhebt sich Unheil«. Vor allem sind es die Goldfische, die im »Reich der Mitte« spätestens seit dem 8. Jahrhundert Fruchtbarkeit, Wohlstand sowie auch ganz allgemein eine kraftvolle und zukunftsfähige Grundeinstellung gegenüber dem Leben signalisieren. Seit dem 12. Jahrhundert wurden die farbenprächtigen »Blumen des Wassers« von den Kaisern der Sung-Dynastie – aber auch von den Mönchen im Umkreis buddhistischer Klöster und Pagoden – in Palast- und Tempelteichen als Glücksbringer gehegt und gepflegt. Erstmals gezüchtet wurden die Goldfische um die erste Jahrtausendwende aus den in Ost-China entdeckten Gelbfischen, die der über den ganzen eurasischen Raum hin verbreiteten Familie der Giebel (*carassius gibelio*) angehören. Dass deren chinesischer Name YÜ (= Chi) mit dem chinesischen Symbol für Lebenskraft zusammenfällt, kündigt von ihrem hohen Stellenwert in der Kultur der Himmels- und Drachensöhne. Das Chi nämlich durch Haus und Garten pulsieren zu lassen und so auch die Lebenskraft von Körper und Seele ihrer Bewohner zu erhöhen, ist das Ziel aller *Feng Shui* (das heißt Wind- und Wasser-)Praktiken, wie sie von Kennern und Liebhabern der chinesischen Kultur auch in der westlichen Welt zur Untermauerung der eigenen Lebenshöhe angewandt werden. Schon um 1500 wurde diese zunächst exklusiv-imperiale, dann auch aristokratische und parasakrale Passion der Chinesen in Japan übernommen; mit der Ausweitung der Missions- und Handelsbeziehungen gelangte sie dann um die Mitte des 17. Jahrhunderts nach Europa. In Holland wurden Goldfische seit der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts gezüchtet. Heute sind sie weltweit heimisch.

Goldfischteiche und Goldfischbrunnen zu besitzen freilich ist nicht nur in China ein Privileg. Wer sich solche »Glücksreservoir« nicht leis-

ten kann, hält sich die Glücksbringer dort im Aquarium oder im Goldfischglas vom Straßenhändler. Und wenn nicht, schmückt er vielleicht wenigstens am Neujahrstag die Haustüre mit Goldfischtransparenten. Selbst bei Werbeplakaten und Geschäftsanzeigen muss der Goldfisch als »Freund und Helfer« mit von der Partie sein. Auch in den Künsten – in der Tusch-, Aquarell- und Porzellanmalerei, im Holzschnitt und auf Seidenstickereien – entfaltet er in zahllosen Variationen seinen Charme. Auch außerhalb Chinas wird man selten ein Restaurant antreffen, das die – wirtschaftlichen Gewinn versprechenden – acht Goldfische wenn nicht in einem Brunnen oder Aquarium, so wenigstens als Decken- oder Wanddekor ziert.

Als Glückssymbol gilt der Fisch auch im Nahen Osten und in Nordafrika. Schon der den Zinsgroschen apportierende Fisch, den Petrus auf seines Meisters Geheiß angelt (Mt 17, 24–27), wird von der Symbolforschung im Lichte dieser Tradition gesehen. Und auch die im Maghreb – wie auch der Bernstein – zur Abwehr des bösen Blicks genutzten apotropäischen Fischesymbole sollten das Glück ihrer Träger sichern. Auch in der westlichen Kunst hat sich der Fisch seinen Platz erobert. Paul Klees 1925 entstandenes, heute die Besucher der Hamburger Kunsthalle und ungezählte Postkartenfreunde entzückendes Gemälde mit dem schlichten Titel »Der Goldfisch« zählt zu den beliebtesten Bildmotiven der klassischen Moderne. Dass auf diesem Gemälde – außer dem auf blau-schwarzem Grund in der Bildmitte »schwimmenden« rotgoldenen Prachtexemplar – alle Bildecken mit weiteren sieben Wächterfischen (die dann die chinesische Wohlstandszahl acht voll machen) gesichert zu sein scheinen, verweist auf Klees Wissen um die Glückssymbolik des fernen Ostens. Und auf einem nach der Jahrtausendwende in Deutschland entstandenen Ausstellungsplakat wurde einem großen Glücksfisch gleich die ganze Erdkarte aufs goldgelbe Schuppenkleid gedruckt. Bedenkt man, dass in der chinesischen Kultur die Farbe Gold bzw. Gelb für die – auch abendländische, humanistische – Tugend der Wahrung von Mitte und Maß steht, so wird diese Symbolik auch im Blick auf die Welt des Politischen leicht nachvollziehbar. Dieser Tugend mag sich auch verpflichtet fühlen, wer selbst zum »tollen Hecht« oder gar zum »Hecht im Karpfenteich« geworden ist. Und dies umso mehr, als sich vielerorts im Abendland der »Neujahrskarpfen« zu

einer – freilich weit weniger stark als in China – symbolisch aufgeladenen Festspeise entwickelt hat.



Abb. 1: Pieter Brueghel d. Ä.: Die großen Fische fressen die kleinen, 1557

Wie schon eingangs erwähnt, mag die semantische Gleichsetzung von Mensch und Fisch einerseits auf die Entwicklungs- und Stammesgeschichte unserer Spezies verweisen; zugleich verrät sie aber auch das latente Interesse an der – insbesondere bei Naturvölkern verbreiteten, nicht selten auch in der abend- wie morgenländischen Umgangssprache, Literatur und Heraldik aufscheinenden – Ankoppelung an eine als Erfolgsgeschichte wahrgenommene Vitalitätsperspektive. Andererseits wird die naturförmige Unerbittlichkeit der biologischen Rangfolge einschließlich der sie voraussetzenden Nahrungskette auch mit einem mehr oder minder offenkundigen Schauder zur Kenntnis genommen. In dem Gemälde Pieter Breughels d. Ä. »Die großen Fische fressen die kleinen«, das, wohl um 1557 entstanden, ein weit verbreitetes Sprichwort allegorisiert, wird der Auslöser dieses Schauders dem Betrachter sehr drastisch vor Augen geführt: Aus dem aufgeschlitzten Bauch eines Riesenfisches quellen kleinere, aus deren gleichfalls aufgeschlitzten Bäuchen noch

kleinere flutschen, die sich erkennbar von besonders kleinen ernährt haben. Eine an die Grenzen des Lebens- und Naturgesetzes führende und rührende Allegorie dies, die zum einen auf die weniger glückhaften Assoziationen der menschlichen Phantasie mit der Welt der Fische verweist und die zum anderen vielleicht auch schon auf deren spirituelle Überwindung hoffen lässt. Zunächst aber mag von den ersteren die Rede sein.

Von Licht und Schatten, oder: Der ewige Leviathan

»Wo Licht ist«, weiß das Sprichwort, »ist auch Schatten«. Auch die Welt der Fische macht da keine Ausnahme. Das Gegenbild zur heiteren Licht-Idylle der rotgoldenen Künder des Glücks bildet die – uns weithin unbekannte – Finsternis der Meerestiefen mit ihrem vielgestaltig dräuenden Getier: »Was die heulende Tiefe da unten verhehle«, heißt es in Friedrich Schillers Ballade vom Taucher, »das erzählt keine lebende glückliche Seele«. Umso mehr erzählen schon in der Antike Schauermärchen von dem, was die »heulende Tiefe« verbirgt. So etwa die von den Ungeheuern *Scylla* und *Charybdis*, die – mythologisch – jeden Seefahrer bedrohen, der es wagt, die Meerenge von Messina zu durchfahren und dort mit Riffen und Strudeln zu kämpfen. Der *Scylla* wurden außer einem weiblichen Oberkörper sechs Köpfe und sechs wilde (Wasser-)Hunde als Unterkörper zugeschrieben, der *Charybdis* ein monströser Durst, der sie dreimal täglich das Meer aussaufen ließ. Wer dann noch dem betörenden Gesang der Sirenen verfiel (vor dem sich Odysseus so trefflich zu schützen wusste), war vollends verloren. Vom Göttervater Zeus erzählt die griechische Mythologie, dass er die Monsterschlange *Ophioneus* aus den Höhen des Olymp in die Tiefen des Meeres geschleudert habe. Selbst der nüchterne Empiriker Aristoteles berichtet noch in seiner *Tierkunde* von großen Seeschlangen. Und Riesenkraken zählen ohnedies zum antiken Repertoire des maritimen Schreckens – ganz so wie Poseidons Dreizack, Streitwagen und Jähzorn wohl allesamt Transfigurationen der (bis heute mit gutem Grunde gefürchteten) potentiellen Wildheit und Unberechenbarkeit des Meeres sind.

Kein Wunder also, dass sich die Erinnerung an solche Horrorvisionen im Gedächtnis zumindest der Dichter noch lange gehalten hat, wie nicht zuletzt auch Schillers Ballade eindrucksvoll belegt:

Nach seinem (vom König mutwillig herausgeforderten) ersten Sprung in die reißenden Strudel der Charybdis konnte »Der Taucher« immerhin noch warnend von den Schrecknissen berichten, denen er dann nach dem (vom König noch vermessener herausgeforderten) zweiten Sprung zum Opfer fiel:

Lang lebe der König! Es freue sich,
Wer da atmet im rosigen Licht!
Da unten aber ist's fürchterlich,
Und der Mensch versuche die Götter nicht
Und begehre nimmer und nimmer zu schauen,
Was sie gnädig bedecken mit Nacht und Grauen.

Denn unter mir lag's noch bergtief,
In purpurner Finsternis da,
Und ob's hier dem Ohre gleich ewig schlief,
Das Auge mit Schauern hinuntersah,
Wie's von Salamandern und Molchen und Drachen
Sich regt' in dem furchtbaren Höllenrachen.

Schwarz wimmelten da, in grausem Gemisch,
Zu scheußlichen Klumpen geballt,
Der stachlige Rochen, der Klippenfisch,
Des Hammers gräuliche Ungestalt,
Und dräuend wies mir die grimmigen Zähne
Der entsetzliche Hai, des Meeres Hyäne.

In dem atemlosen und schreckensbleichen Bericht des Schiller'schen »Taucher(s)« mischt sich der althergebrachte Schauer vor den ebenso unbekannteren wie unheimlichen Meerestiefen mit einer beiläufigen Verarbeitung erster naturwissenschaftlicher Tauchgänge, wie sie von den Vorläufern der großen französischen Tiefseeforscher Cousteau und Piccard ab dem 15. Jahrhundert versucht und seit der Entwicklung von Tauchvorrichtungen unter anderem von Leonardo da Vinci (um 1500) und Papin (um 1692) in verstärktem Maße durchgeführt wurden. Erste Berichte stammen bereits aus der Antike. Über jeden konkreten Bericht aber legten sich die – nicht zuletzt von Seemannsgarn spinnenden Schiffen genährten – Mythen und Märchen von riesenhaften, alles ver-

schlingenden Meeres- und Seeungeheuern, die in den Hafenschenken und Gesinde-, Bauern- und Bürgerstuben ähnlich periodisch auftauchen wie »Nessie«, das angeblich immer wieder einmal gesichtete Monster im schottischen »Loch Ness«. Und selbst noch Jules Verne schildert den Angriff eines Riesenkraken auf seine *Nautilus*. Das Urbild dieser Meeres- und Seeungeheuer dürfte der im 40. und 41. Kapitel des alttestamentarischen Buches Hiob von dem »aus dem Wetter« zu Hiob sprechenden »HERRN« als Allegorie seiner unüberwindlichen »Kraft und Herrlichkeit« grausig geschilderte *Leviathan* sein:

Siehe, die Hoffnung wird jedem fehlen.
Schon wenn er seiner ansichtig wird ... (40, 28)

Wer kann die Kinnbacken seines Antlitzes aufthun?
Schrecklich stehen seine Zähne umher. (41, 5)

Seine stolzen Schuppen sind wie feste Schilde,
fest und enge ineinander. (41, 6)

Aus seinem Munde fahren Fackeln,
und feurige Funken schießen heraus. (41, 10)

Auf seinem Halse wohnt die Stärke,
und vor ihm her hüpf die Angst. (41, 13)

Wenn er sich erhebt, so entsetzen sich die Starken,
und wenn er daherbricht, so ist keine Gnade da. (41, 16)

Das Faszinosum der »gottgegebenen« Unwiderstehlichkeit war es wohl auch, die den in einem Zeitalter nicht nur der europäischen Bürgerkriege, sondern auch der maritimen Invasionen und Assoziationen lebenden Engländer Thomas Hobbes (1588–1679) so sehr in seinen Bann schlug, dass er seinem staatsphilosophischen Hauptwerk von 1651 den Titel *Leviathan* gab. Um den aktuellen wie potentiellen Bürgerkrieg niederzuhalten, war seinem ordnungslegitimistischen Denken beinahe jedes Mittel recht. Und da er nur in der unumschränkten Souveränitätsmacht des Staates eine Garantie für die Verwirklichung dieses Zieles zu sehen vermochte, wurde der (wenn auch formal aus dem hypothetischen Vertragswillen Aller geborene) »body politic« für ihn zum großen *Leviathan*, dem die rechtlichen und politischen Zähne »schrecklich ... umher

(stehen)« und vor dem »die Angst ... her hüpf«*», um es nochmals biblisch auszudrücken.*

Während der alttestamentarische Leviathan dem im Elend mit seinem Gotte hadern den Hiob als Symbol der schicksalhaften Unüberwindlichkeit des göttlichen Ratschlusses bildhaft vorgehalten wird, und der noch aus der Bilderwelt der Bibel schöpfende Philosoph ihn zur Unter- und Ummauerung seiner politischen Ordnungsvorstellungen konstruktiv zu beschwören sucht, verkörpert die im frühen Christentum mit dem biblischen Leviathan assoziierte Midgardschlange der germanischen Mythologie eine Umgrenzung ganz anderer Art – die von dem listenreichen Gott *Loki* mit der Riesin *Angurboda* gezeugte, sich in den eigenen Schwanz beißende Welt- und Meeresschlange. Gleich dem *Okeanos* der griechischen Mythologie umspannt und bedroht sie die als Scheibe gedachte Menschenwelt (*Midgard*). Wie der *Leviathan*, so ist auch sie eine archaische, in das eddische Zeitalter hineinragende Phantasmagorie, Zeiten und Räume miteinander verbindend, das Innen – die Menschenwelt – vom Außen – der Nicht-Menschenwelt – scheidend. Am Grunde des Meeres ruhend, wartet die Midgardschlange auf ihre Stunde, die Stunde der Götterdämmerung. Auf *Ragnarök* wartet sie, den Tag der Entscheidung, wenn alle Ordnung sich auflöst und die Welt zu den Anfängen zurückkehrt – diesmal in blutigem Kampf. Vergeblich schleudert *Thor* seinen unfehlbaren, nach jedem Wurf zu ihm zurückkehrenden Kampfhammer *Mjölmir* gegen die Schlange, die ihr furchtbares Haupt aus den Fluten des Meeres erhebt. Zwar zerschmettert er ihren Kopf, doch reißt der Gifthauch des Ungeheuers ihn mit in den Tod. Ähnlich ergeht es den anderen Göttern – allesamt sterben sie im Kampf gegen die Mächte der (Meeres-)Finsternis. Als schließlich der Grenzwall bricht und *Asgard*, die Heimstatt der unterlegenen Götter, im Feuer zerstört wird, ist auch *Midgard*, die Welt der Menschen, dem Untergang geweiht. Allein, was heißt hier Untergang? Es wäre keine mythologische Erzählung, würde sich der finale Weltenbrand nicht in einen Neuanfang verwandeln. Das läuternde Feuer – ein aus der altarischen (insbesondere persischen) Esoterik in die nordische Mythologie und die christliche Eschatologie übernommenes, immer wiederkehrendes Motiv – sühnt alle Schuld und stiftet so die Voraussetzungen für einen »neuen Himmel und eine neue Erde«: *Midgard 2* steigt aus den Fluten, und aus zwei überlebenden Menschenkindern, die sich unter den Wurzeln der Wel-